

Sprachlehre

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1977)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vorliebe für den Dativ

Zugegeben: Es klingt ein wenig familiär, wenn man sagt: „Wegen mir braucht ihr keine Umstände zu machen.“ Das Wörterbuch läßt dergleichen höchstens als „umgangssprachlich“ zu, und ein Schullehrer läßt es überhaupt nicht zu, daß man „wegen“ mit dem Dativ setzt; und doch entschlüpft mir dieser Kasus immer wieder, weil mir „wegen“ mit dem Genitiv oftmals zu erhaben klingt.

„Wegen diesem Kerl soll ich mich aufregen?“ sage ich. Was würden Sie sagen? Regen Sie sich etwa auf „wegen dieses Kerls“? Oder gar „dieses Kerls wegen“? Ich meine, dieser Kerl verdient nicht mehr als den dritten Fall; der zweite Fall macht ihn zu erhaben. Andererseits gebrauche ich auch den Genitiv, etwa wegen des Königs oder wegen des Präsidenten der Republik, falls diese so erhaben sind.

Man kann von Fall zu Fall entscheiden, welchen Fall man setzt, nicht nur nach „wegen“, sondern auch nach „trotz“ und „während“. Trotz des sprachlichen Dekrets, das uns den Genitiv vorschreibt, sage ich: „Trotz diesem Quatsch“. Oder soll ich sagen: „Trotz dieses Quatsches“? Es gibt freilich auch erhabenen Quatsch.

Anscheinend kann man an jeder Ecke lesen: „Während dem Umbau“, ob schon man doch nach „während“ den Genitiv gebrauchen sollte. Aber ich meine, der Umbau an der Ecke sei ohnehin keine so erhabene Angelegenheit wie der Bau einer Kathedrale während des zwölften Jahrhunderts.

Es ist nun einmal so: Der Genitiv ist nicht populär, will sagen, das Volk gebraucht ihn nicht gern; es weicht ihm aus, wo es kann, und setzt lieber den Dativ. Das ist freilich eine Eigenheit der deutschen Sprache. Im Englischen würde eine Garderobefrau ohne weiteres fragen: „Whose hat is this?“ Ja, sie kann kaum anders fragen als eben wörtlich: „Wessen Hut ist das?“ Aber eine deutschsprachige Garderobefrau würde fast sicher fragen: „Wem sein Hut ist das?“

Englands Bier mag etwas Großartiges sein, aber wenn wir beim Bier in der Runde sitzen, und ich fülle die Gläser auf, stelle ich keines mit der Bemerkung hin: „Das ist das Bier meines Sohnes“ oder gar: „Das ist meines Sohnes Bier“, wenn es doch in Wirklichkeit nichts weiter als meinem Sohn seines ist.

Man kann nur von Gottes Stimme reden, aber wenn mein Hund mir davonläuft, und ich suche ihn, kann ich mich kaum sagen hören: „Das ist doch meines Hundes Bellen“. Er hat sich nämlich nicht in solcher Erhabenheit davongemacht, sondern weil er ein Viech ist, und von mir bekommt er jetzt nicht auch noch einen Genitiv.

Vielleicht geht die Rechnung nicht immer und überall auf, aber oft merkt man auch bei zusammengesetzten Wörtern, daß es sich um etwas Erhabenes oder Großes oder Umfassendes handelt, wenn man ein Wort im Genitiv statt im Nominativ angliedert: Eine Landkarte ist eine geringere Angelegenheit als die Landessprache. Eine Grabplatte oder eine Grabinschrift ist nicht wirklich erhaben im Vergleich zum Grabesdunkel oder zur Grabesstille. Da ist etwas Gewaltiges um die Meeresküste oder den Meeresgrund, aber nicht um eine Meerjungfrau und noch weniger um Meerkatzen. Und wer wollte bestreiten, daß die Jahreszeiten etwas Größeres als ein Jahrmarkt sind?

Klaus Mampell

Selber zahlen? Selbst bezahlen?

Anders gefragt: Wie — wenn überhaupt — unterscheiden sich selbst und selber, zahlen und bezahlen? Keine dieser Teilfragen ist von entscheidender Bedeutung, dennoch stiftet die eine oder andere gelegentlich einige Unruhe.

Jemand glaubt, es könnte sich da um eine ausschließlich rhythmische Angelegenheit handeln. So ist es nicht; aber selbstverständlich beeinflußt eine Silbe mehr oder weniger auch in diesem Fall die Melodie eines Satzes. Man braucht nur in unserer Überschrift die Umstandswörter zu vertauschen, und der Beweis ist hörbar. — Doch sehen wir uns nun die beiden Wortpaare näher an.

Selbst und selber haben denselben — den selben — Stamm: *selb*. Er ist noch gut zu erkennen in den veraltenden oder bereits veralteten Formen „selbender“ (zu zweit) und „selbdritt“ (zu dritt). In den Mundarten lebt er weiter in *säll* (Gsehsch *säll* Huus: baslerisch), *säb* (im *säbe* Jahr: zürcherisch) und ähnlichen Lautformen. Das Mittelhochdeutsche kannte *selb* auch als richtiges Eigenschaftswort. In meinem eigenen Haus hieß „in *mîn selber hûs*“ (im Haus meiner selbst); „mit *ir selber hant*“ bedeutete: mit ihrer eigenen Hand. Noch Luther brauchte *selb* adjektivisch: „zu sein *selbs* Besserung“. Aus dem großen Vergleichsmaterial des Idiotikons greifen wir dazu zwei Beispiele heraus. Ein Angeklagter (in Zürich, 1403) habe „den selben *win* in *sin selbs* vaß geschütt“. — „So der *landvogt sölich*s nach *sinem selbs* rüemen unbürlicher *wys* hat gehandelt“: Eidgenössische Abschiede, 1525 (Id. VII/819 ff.).

Im Grunde sind *selber* und *selbst* erstarrte Beugungsformen: *selber* ein Werfall der Einzahl, *selbst* ein Wesfall — *selbes* — mit nachträglich angefügtem *t*-Auslaut (wie in *Papst*, *Obst*, *Kußnacht* usw.). *Selbst* und *selber* bedeuten also genau dasselbe und sind gegenseitig vertauschbar. Daß „*selbst*“ in der Hochsprache häufiger vorkommt als sein zweisilbiger Partner, verrät eine einfache praktische Probe; es heißt: *Erkenne dich selbst*, er betrügt sich *selbst*, mein besseres *Selbst*, der brave Mann denkt an sich *selbst* zuletzt, *selbst* ist der Mann und so weiter. „*Selber*“ herrscht dagegen unumschränkt in der Mundart („*I mache das scho sälber*“) und gehört außerdem der dialektnahen Umgangssprache an: *Selber* essen macht *fett*, *selber* tan, *selber* han. Wenn Stephan Kaiser in seinen „Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in der Schweiz“ ein „*selbstgelismet*“ erwähnt (I/78), so klingt das überraschend: zum halbmundartlichen „*gelismet*“ würde „*selber*“ zweifellos besser passen.

Und nun: *zahlen* oder *bezahlen*? Hier geht der Unterschied tiefer. Aber es sei gleich beigefügt: der Sprachgebrauch beachtet ihn kaum mehr; niemand muß sich also graue Haare wachsen lassen, wenn er gegen eine Regel verstößt, die keine Regel mehr ist, weil sie ihre Durchsetzungskraft weitgehend verloren hat. Um so schöner natürlich, wenn Sie, verehrte Leserinnen und Leser, die an sich vernünftige Unterscheidung beachten: Man *bezahlt* für eine Ware, eine Dienstleistung; jemand *bezahlt* sein Studium *selbst*, der Dienstmann *will bezahlt* sein. *Bezahlen* ist also im allgemeinen mit einem Objekt im Wenfall verbunden und gehört folglich zu den transitiven (zielenden) Verben. *Zahlen* dagegen ist grundsätzlich intransitiv; sein Partizip heißt *ge-*, nicht *bezahlt*: Ich *zahle* zehn Franken; das werde ich ihm *zurückzahlen*; der Arbeiter wurde *entlassen* und *ausgezahlt*.

Hans Sommer